

Leseprobe aus:

Ian Buruma

Ihr Gelobtes Land



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Ian Buruma

IHR GELOBTES LAND

DIE GESCHICHTE MEINER GROSSELTERN

Aus dem Englischen
von Barbara Schaden

Carl Hanser Verlag

Titel der Originalausgabe:
Their Promised Land. My Grandparents in Love and War
USA: The Penguin Press, a member of Panguin Group (USA) LLC, 2016
UK: Atlantic Books, an imprint of Atlantic Books Ltd., London 2016

Die Abbildungen stammen aus dem Privatbesitz des Autors.

I 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25459-6
Copyright © Ian Buruma, 2016. All rights reserved
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© Carl Hanser Verlag München 2017
Satz: Satz für Satz, Wägen im Allgäu
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Isabel und Josephine

INHALT

	Mag den Namen nicht ...	9
1	Erste Liebe	27
2	In den Krieg	51
3	Das lange Warten	73
4	Sicherer Hafen	105
5	Der Anfang	137
6	Das Ende vom Anfang	163
7	Empire	187
8	Der Anfang vom Ende	217
9	Das Ende	239
	Epitaph	257
	Dank	263
	Personenregister	265

MAG DEN NAMEN NICHT ...

Auf die Frage, ob er an die glückliche Ehe glaube, antwortete Philip Roth:

»Ja, und manche Menschen spielen Geige wie Isaac Stern.

Aber häufig ist das nicht.«

Claudia Roth Pierpont, Roth Unbound: A Writer and His Books

Wenn ich an meine Großeltern mütterlicherseits denke, fällt mir zuallererst Weihnachten ein. Natürlich auch vieles andere – sie lebten ja beide bis in die 1980er Jahre hinein. Aber Weihnachten in St. Mary Woodlands House, dem großen Pfarrhaus direkt neben der heute aufgelassenen neugotischen Kirche von Woodlands St. Mary in der Grafschaft Berkshire, westlich von London, in dem sie wohnten, wird für mich immer der Inbegriff eines Kindheitsidylls bleiben.

Ich weiß nicht genau, mit welchem Alter diese Erinnerungen verknüpft sind, es muss in der Zeit gewesen sein, als ich zwischen sechs und vierzehn war. Mehr oder weniger zwischen 1958 und 1966. Zwischen grauen Marks & Spencer-Shorts und meiner ersten taubenblauen Beatles-Mütze.

Nichts war so aufregend wie die spätabendliche Ankunft nach einem ganzen Tag unterwegs – nach dem Aufbruch frühmorgens in Den Haag, der Überquerung der unruhigen Nordsee auf einer belgischen Fähre im Geruch von Dieseldämpfen und Erbrochenem (die britische Rheinarmee zog ab), stundenlangem Warten im Zollschuppen von Dover, endlosem Dahinschleichen auf einspurigen Landstraßen, der Wiederbe-

gegnung mit den vertrauten englischen Wintergerüchen nach Ruß und brennendem Herbstlaub ..., bis wir endlich, endlich in die gekieste Zufahrt zu St. Mary Woodlands einbogen und ich, todmüde und leicht schwummrig vom Zigarettenrauch meiner Mutter, aus dem Auto stieg und vom herzlichen Lachen meines Großvaters, »Grandpop« in grüner Tweedjacke und mit der Pfeife im Mund, empfangen wurde.

Von außen war das zweistöckige Haus mit seinen großen Fenstern und elefantengrau verputzten Mauern gar nicht herrschaftlich, auch wenn es in meiner Erinnerung die Erscheinung eines prachtvollen englischen Landsitzes hat. Das war es nicht. Aber es war weitläufig. Und es verbreitete die Aura soliden viktorianischen Komforts. Hinter dem Haus dehnte sich eine Rasenfläche von der Größe zweier Fußballfelder, eingefasst von zwei breiten Blumenbeeten, die der Stolz meiner Großmutter waren, und am anderen Ende begrenzt von einer Reihe hoher Eichen, in deren Kronen Hunderte von Krähen krächzten. Hinter den Eichen führt heute die Autobahn M₄ entlang.

Auf dem Rasen wurde im Sommer Krocket gespielt, hier fanden Dorfeste statt. Damen mit ausladenden Hüten inspizierten die Holztische, auf denen sich die edelsten Früchte und Gemüse türmten und selbstgebackene Kuchen und Torten bereitstanden. Es gab Wurfbuden, eine Tombola und einen Glückshafen. Der Pfarrer von St. Mary plauderte mit Chirurgen, einem Oberst a. D., ausgewählten Familienmitgliedern und Angehörigen des lokalen Landadels wie Lady S., die schon vormittags in illuminierter Verfassung war und meist in Begleitung einer furchterregenden Dame in Tweed erschien, die wir unter uns »Major C.« nannten. Auf der Terrasse wurde Sherry gereicht. Zum Tee gab es Kuchen, Scones, Schokoladenkekse und Gurkensandwiches. Diese häuslichen Szenen sind unweigerlich in hellen Sonnenschein getaucht, auf die das goldene Licht, die langen Schatten früher Sommerabende folgen.

Und natürlich lag dieser Rasen zu Weihnachten unter einer dicken Schneedecke, jedes Jahr.

Wenn wir uns aus dem väterlichen Auto gezwängt hatten, betraten wir das Haus durch die Küche, wo Laura, die geliebte Köchin, am Herd



Weihnachten in St. Mary Woodlands,
meine Schwester und ich

stand, mit einer Zigarette im Mundwinkel, von der die Asche auf den frischen Lamnbraten zu fallen drohte.

Daneben gab es noch einige »Zugehfrauen«, die turmhoch aus meinen Kindheitserinnerungen ragen, die zahnlose Mrs. Tuttle zum Beispiel, die bleiche, vogelähnliche Mrs. Dobson und eine gewaltig dicke Dame mit wieherndem Lachen, Mrs. Mackerell, mit deren Mann, »Old Butt« genannt, mein Großvater einmal im Jahr zum Weihnachtsumtrunk den örtlichen Pub aufzusuchen pflegte.

Neben der Küche befand sich Lauras Zimmer, ein düsterer, unordentlicher Raum, in dem es stark nach Schweiß, Hund und ungewaschenen Strümpfen roch. Hier stand der einzige Fernseher des Hauses. Meine Großeltern waren keine Freunde des Fernsehens, was der Grund gewesen sein dürfte, weshalb der Apparat in den hintersten Winkel des Hauses verbannt worden war. Hier erlebte ich viele glückliche Stunden, oft allein, manchmal mit Laura, und sah in Schwarzweiß englische Comedy Shows (Frankie Howerd und Sidney James) und amerikanische

Western (*The Lone Ranger* und *Rauchende Colts*). Niemand sonst saß so viel vor dem Fernseher. Ausnahmen wurden gemacht, wenn ein Familienmitglied einen TV-Auftritt hatte: meine Tante Susan, die Mrs. Pepys in der nach den Tagebüchern des Samuel Pepys gedrehten Fernsehserie, mein Onkel John, der, bevor er ein berühmter Regisseur wurde, für die BBC Dokumentarfilme drehte – über edlen englischen Käse, über Generäle des Zweiten Weltkriegs, Kunststudenten und Georges Simenon, der in einer Wolke von Tabakrauch von seinen sexuellen Eroberungen erzählt. Eine Zeitlang war John auch Schauspieler, und ich weiß noch, dass ich ihn dort in Lauras Zimmer in einer Folge von *Ivanhoe* sah: Als Barde spielt er Mandoline und singt Roger Moore ein Lied vor.

Ein schmaler Flur führte von der Küche in die Haupthalle, von der aus eine breite, elegante Treppe zu den Schlafzimmern im ersten Stock hinaufführte. Ab Anfang Dezember waren die Wände entlang der Treppe mit Hunderten und Aberhunderten Weihnachtskarten tapeziert, bis zur Decke, wie das Laub an einer efeubewachsenen Gartenmauer. Für meine Großmutter war es eine jährlich wiederkehrende, geradezu neurotische Obsession, allen eine Weihnachtskarte zu schicken, die sie kannte oder die womöglich beleidigt wären, wenn sie keine bekämen; »Granny«, wie wir sie nannten, war ihrerseits am Boden zerstört, wenn sie eine Karte von jemandem erhielt, den sie womöglich vergessen hatte.

Es waren nicht nur die Weihnachtskarten, die von einer gewissen Neigung zum Übermaß zeugten. Alles an Weihnachten schien leicht übertrieben, sicherlich verschwenderischer als alles, was wir zu Hause in Holland gewöhnt waren – die Mistelzweige, die allgegenwärtigen Stechpalmen, die Kerzen und vor allem der Weihnachtsbaum im großen Wohnzimmer mit Blick auf den Garten, dieser Baum, dessen Üppigkeit, wie so vieles andere, von der Erinnerung womöglich ein wenig aufgebläht ist, aber nicht sehr. Er strotzte von Gold- und Silberkugeln, war mit glitzernden Girlanden behängt, an den hübschen kleinen Kerzenhaltern baumelten Putten, und auf dem Wipfel thronte ein schimmernder Engel, der die Arme zur hohen Zimmerdecke reckte. Dieses Totem heidnischen Überflusses, mit einem Gebirge prächtig verpackter Geschenke zu



Meine Großmutter und ich, 1953

seinen Füßen, war keineswegs geschmacklos – Granny besaß einen vorzüglichen Geschmack. Es war einfach nur sehr gewaltig.

Die Botschaft war klar: Dies war eine Familie, der es mit Weihnachten sehr ernst war.

Für meine zwei Schwestern und mich begann der Weihnachtstag sehr früh, schon um vier oder fünf Uhr morgens, wenn wir uns nicht mehr beherrschen konnten und über die Weihnachtsstrümpfe herfielen, die für Riesen gemacht schienen und sich wölbten vor Nüssen, Schokolade, Früchten und einer Vielzahl kleiner Geschenke. Was für diese mächtigen Baumwollwürste zu sperrig war, hing an einer Schnur herunter: eine illustrierte Ausgabe von Kiplings *Dschungelbuch*, ein heißersehnter Spielzeugcolt, ein Malkasten mit Pinseln, ein Plastikmodell des Lancaster-Bombers und vieles mehr, das ich vergessen habe. Freunde, die über Nacht blieben und ebenfalls morgens mit prall gefüllten Weihnachtsstrümpfen begrüßt wurden, hielten dies für die eigentliche Bescherung und wunderten sich, dass das weihnachtliche Ritual so früh am Morgen vollzogen wurde. Nichts ahnten sie ...

Nach einer Tasse Tee mit Keksen im Bett erwartete uns auf dem Mahagonibuffet unten im Esszimmer, auf Servierplatten unter silbernen Hauben, ein ausgiebiges warmes Frühstück. Es gab Würste und Tomaten, Teufelsnieren, dicken braunen, butterglänzenden Räucherhering, poschierte, gekochte oder gebratene Eier, legefrisch aus dem Hühnerstall neben dem Gärtnerhäuschen, dazu verschiedene Toasts mit einer Auswahl selbstgemachter Marmeladen. Und das war erst der Anfang eines über den Tag sich erstreckenden Festmahls in edwardianischer Völlerei, nur unterbrochen von einem strammen Vormittagsspaziergang über den Inkpen Beacon, auf dessen verschneiter Kuppe ein alter hölzerner Galgen stand, woran früher die Mörder ihr Ende gefunden hatten. Auf das Mittagessen folgte die eigentliche Bescherung und auf den Tee ein, zwei ermüdende Stunden mit Schallplatten – klassische Musik, die sich die Erwachsenen gegenseitig schenkten.

In St. Mary Woodlands war immer Musik, klassische Musik – das war sozusagen ein Familienkult; gründliche Kenntnis der Oper im Allgemeinen und speziell der Wagneroperen sowie der Musik von Brahms, Mozart und Beethoven war praktisch eine Grundvoraussetzung. Ebenso wie die einigermaßen kunstfertige Beherrschung eines Instruments. Granny war eine sehr gute Geigerin gewesen, Tante Hilary sogar professionelle Violinistin. Und Wendy, meine Mutter, spielte mit Begeisterung Cello. Onkel John hatte Klavier gelernt, doch sehr zur Bestürzung seiner Eltern war er noch als Teenager auf Zauberkunststücke umgeschwenkt. Und Hilarys Zwillingbruder, Onkel Roger, hatte das Waldhorn geblasen. Er wusste wahrscheinlich mehr über Musik als die anderen – über klassische Musik; zeitgenössische Musik wurde als »Krach« abgetan, und Popmusik war sowieso Schund.

Der Geschmack meines Vaters tendierte zum Jazz, was in Maßen geduldet wurde, er hatte schließlich meine Mutter geheiratet, die manche seiner Vorlieben teilte, doch dies war immer wieder Anlass zu freundlichem Spott. Noël Coward, den mein Großvater – neben Brahms, dessen Musik ihm stets eine Träne ins Auge trieb – wirklich verehrte, war das eine, Duke Ellington etwas ganz anderes. Meine eigene Teenager-

schwärmerei für Cliff Richard stieß allerdings auf Missfallen. Meine ersehnten Cliff-Richard-Platten durfte ich haben, aber hören durfte ich *The Young Ones* oder *Expresso Bongo* nur, wenn niemand in der Nähe war, und auch dann nur ganz leise, mit dem Ohr am Monolautsprecher unter dem Flügel. Onkel John, von dem ich meine ersten Cliff-Richard-LPs bekam, schenkte mir auch eine Aufnahme von Nat King Cole, dessen Songs als erbaulicher galten. Über Cliff Richard wuchs ich hinaus, aber für Nat King Cole erwärmte ich mich nie.

Das Weihnachtessen war eine Abfolge traditioneller Gerichte, von Laura köstlich zubereitet: gefüllter Truthahn, Würste, Brotsoße und so weiter, gefolgt von flambiertem Plumpudding: Mit viel Pomp trug ihn Laura ins abgedunkelte Esszimmer und ließ ihre rituelle Rührungsträne in den brennenden Brandy fallen.

Früher, vor dem Krieg, als die Familie in London lebte, hatten die Großeltern sich allabendlich zum Essen festlich umgezogen, und die Kinder blieben in ihren Zimmern. Seither hatten sich die Regeln gelockert. Und die Familie musste auch nicht mehr strammstehen, wenn die Monarchin ihre Weihnachtsansprache hielt.

Mein Großvater, einen lächerlichen Papierhut aus einem Knallbonbon auf seinem kahlen Kopf und die Pfeife fest zwischen den nikotinfleckigen Zähnen, saß am oberen Ende der Tafel. Mit seinem runden Gesicht voller Lachfalten wirkte er wie ein freundlicher Frosch. Er war Kinderarzt, und seine wichtigste Empfehlung für ein gesundes Leben war die Kombination von frischer Landluft und Alkohol. Schon im zarten Kindesalter hatte er uns an einem Brandykorken schnuppern lassen. Mit etwa vierzehn wurde ich vor die Wahl gestellt: Apfelmost oder Bier zum Essen? Dass ich mich für den Cider entschied, gefiel ihm nicht so recht – Bier war doch das männlichere Getränk. War das Wetter zu Weihnachten ganz besonders unwirtlich, verkündete er mit ostentativem Schmatzen, er werde draußen auf der Wiese übernachten. Meine Großmutter protestierte pflichtschuldigst (das war der Sinn der Übung), und nach dem rituellen Palaver wurde der Plan stillschweigend fallengelassen.

Die jüngste Schwester meiner Mutter war Tante Susan, die Unkonventionellste unter den nächsten Verwandten; einmal hatte sie darauf bestanden, Spanien barfuß zu durchqueren, was ihr eine schmerzhaft Hautkrankheit eingetragen hatte. Susan war als Schauspielerin recht erfolgreich, nicht nur im Fernsehen, sondern auch als Mitglied der Royal Shakespeare Company (in der berühmten Inszenierung des *Kaufmanns von Venedig* in Stratford mit Peter O'Toole als Shylock spielte sie die Nerissa), und wir beteten sie an. Am Weihnachtstisch saßen außerdem Gabriel, Onkel Rogers erste Frau, und ihr gemeinsamer Sohn Paul. Die Männer in der Familie meiner Mutter waren alle eher klein, untersetzt und frühzeitig kahl, die Frauen waren noch kleiner und hatten dickes gewelltes, dunkelbraunes Haar, mit Ausnahme von Tante Susan, die blond war, und Granny mit ihren tadellos frisierten, graumelierten Wellen.

Onkel John lud häufig über Weihnachten einen »Kumpel« ein, der dann in seinem Zimmer übernachtete. Als ich noch sehr jung war, verstand ich nicht, warum nicht einer dieser netten jungen Männer Tante Susan heiraten wollte – schließlich hatten sie alle ein gemeinsames Interesse, nämlich »die Bühne«.

Die Unterhaltungen, die in der Familie geführt wurden, sind am ehesten als kreatives Chaos zu beschreiben. Hauptsächlich herrschte eine Kakophonie von Geschichten und Insider-Witzen, und man musste schnell sein, wenn man zur Kenntnis genommen werden wollte. Scharfsinn und Erzähltalent, möglichst mit Stentorstimme unter Beweis gestellt, waren unerlässlich. Die schlimmstmögliche Sünde war, die anderen zu langweilen. Im flackernden Licht der Kerzen in silbernen Haltern wurden die Gesichter unter den bunten Papierhüten röter und röter, und der Inhalt der Knallbonbons verteilte sich zwischen den Walnüssen, Trockenfrüchten und Kristallgläsern auf dem Tisch. Operaufführungen aus ganz Europa wurden heraufbeschworen, Familienanekdoten neu erzählt. John und Roger kicherten wie Schuljungen. Und Granny und Grandpop lehnten sich zurück und betrachteten die Tischgesellschaft mit großelterlichem Stolz.

Kein Wunder, dass sich Außenstehende auf solchen Veranstaltungen leicht überfordert fühlten – sie kamen ja kaum einmal zu Wort. Wir waren eine verschworene Sippe. Dabei war die Familie durchaus offen für Außenstehende, ja meine Großeltern hatten eine beinahe orientalische Auffassung von Gastfreundschaft und vermerkten mit Stolz die Anzahl der Gäste in St. Mary Woodlands: Sie war Ausdruck ihrer Großzügigkeit. Wie die Weihnachtskarten in der Diele waren Freunde der Beweis für den Wert der Familie, vielleicht auch ihrer Akzeptanz.

Ich kann nicht sagen, dass ich mich überfordert fühlte. Allerdings überstrahlte der Glanz der Familienweihnacht in England unser Leben in der holländischen Provinz, aus der meine Schwestern und ich kamen, und machte es farblos und öde. Wenn Akzeptiertwerden ein Thema war, dann betraf es meinen Platz innerhalb der Familie und der Kultur, für die sie stand. Das war keine leicht durchschaubare Angelegenheit. Selbst die verschworensten Sippen existieren in konzentrischen Kreisen. Den gemeinsamen Mittelpunkt bildeten die Großeltern, Grandpop und Granny, Bernard und Winifred (»Bun« und »Win«), um die alle sich drehten; die äußeren Kreise bildeten die nächsten Generationen. Doch die Familie dehnte sich ja noch weiter, schloss auch die Kreise der Großonkel und -tanten, der Vettern und Cousinen, Neffen und Nichten ein, hinter denen noch fernere Verwandte standen, manche Überlebende der Katastrophen des 20. Jahrhunderts darunter, sowie eine Adoptivfamilie aus zwölf jüdischen Kindern, denen meine Großeltern zur Flucht aus Hitlers Berlin verholfen hatten.

Ich wuchs in der warmen Umschlingung des inneren Kreises auf und versuchte dem Bild nachzueifern, das ich von meinen Großeltern hatte, ihrer Grandezza, St. Mary Woodlands.

Mit einem Idyll assoziiert man gern ländliche Szenen voll Harmonie, ein Kindheitsparadies, in das kein Weg zurückführt. Mein Kindheitsidyll war typisch englisches Landleben. Alles an St. Mary Woodlands – die Feste, die sommerlichen Ponyausritte, das Dorfcricket und vor allem Weihnachten – kam mir sehr, sehr englisch vor. Und meine Großeltern hegten ja auch niemals Zweifel an der Überlegenheit alles Englischen.

Sie waren zu weit herumgekommen in der Welt und zu kosmopolitisch, um auf Ausländer hinunterzuschauen, geschweige denn sie auszugrenzen. Sie waren nicht wie jener Gast bei einem Sonntagvormittagsumtrunk, der auf die einer matten Konversationsanstrengung entsprungene beiläufige Bemerkung meiner Mutter, unser Wagen in der Zufahrt sei der einzige mit ausländischem Kennzeichen, »Gut so!« erwiderte: Das sei ja wohl kein Grund, stolz zu sein. Nein, die englische Überlegenheit zeigte sich häufig in besonderer Höflichkeit gegenüber Ausländern und dem Bemühen, nur ja nicht herablassend zu klingen.

Dennoch wurde meinen Schwestern und mir schon sehr früh klargemacht, dass an unserer ausländischen Herkunft, an unseren unverständlichen Kehllauten – »*Double Dutch*«, hieß es in der Familie – etwas leicht Erheiterndes sei. Für John und seine Freunde war es ein großer Spaß, Königin Julianas zugegeben komischen Akzent nachzuahmen, wenn sie sich bemühte, Englisch zu sprechen.

Um mich des Idylls von St. Mary Woodlands als würdig zu erweisen, wurde ich daher etwas viel Lächerlicheres als ein gewöhnlicher Ausländer – ich wurde ein anglophiler Ausländer: eine Ambition, die meine sich insgeheim womöglich geschmeichelt fühlenden Großeltern mit Cricketschlägern und karierten Vivella-Hemden zu Weihnachten, Regimentskrawatten und blauen Blazern zum Geburtstag gern unterstützten. Mein Taschengeld floss in Comichefte wie *Eagle* oder *Beano*, in denen elitäre Internatsschüler Fußballspiele gewannen und Royal-Air-Force-Piloten mit Blondhaar und kantigem Kinn Messerschmitt-Flugzeuge abschossen.

Wie die Cliff-Richard-Platten lag auch das irgendwann hinter mir. Aber ganz überwunden war es vielleicht nie. Wie die Erinnerung an den Garten Eden verweht auch die Aura von St. Mary Woodlands nie vollständig. Das überlegene Englischtum, das meine Großeltern repräsentierten, bleibt unerreichbar und dennoch immerzu lockend, wie ein großes erhabenes Ziel oder vielleicht auch nur eine Form von Sehnsucht.

Einmal brachte ich einen amerikanischen Freund zu meinen Großeltern mit, als sie schon nicht mehr in St. Mary Woodlands wohnten, sondern seit zwei Jahren in einem viel kleineren Cottage in der Nähe, mit dem sie besser zurechtkamen. Das muss irgendwann Ende der siebziger Jahre gewesen sein; wir waren am Abend zuvor im Konzert einer neuen Punk-rock-Band in London gewesen. Jim, mein Freund, hielt meine Großeltern für die englischsten Menschen, die er je getroffen hatte. Ihr Haus, sagte er, sehe aus, als sei es einem Agatha-Christie-Krimi entsprungen.

Und doch war das Englische an meinen Großeltern gar nicht so eindeutig, wie es schien. Denn auch sie sehnten sich nach einem Idyll. Auch sie wollten einem Ideal gerecht werden. Außer der in Manchester geborenen Mutter meines Großvaters, Estella Ellinger, waren meine Urgroßeltern alle aus Deutschland eingewandert. Wie auch Estellas Vater, Alexander Ellinger. Ihre Mutter, Mathilda van Oven, war in Holland geboren. Alle waren deutsche Juden. Mit anderen Worten, meine Großeltern, Bernard Schlesinger und Win Regensburg, waren so englisch, wie ihre deutsch-jüdischen Vorfahren deutsch gewesen waren, und das hieß, sofern es so etwas gibt, noch stärker englisch, zumindest bewusster englisch als die »Ureinwohner«.

Das war zum Teil eine Klassenfrage. Schon in Deutschland solider Mittelstand, erging es der Familie in England sogar noch besser, denn wenigstens zwei meiner Urgroßväter mütterlicherseits machten in der Londoner City als Börsenmakler ein Vermögen. Es ist die alte Einwanderergeschichte – Assimilation als Zeichen von höherer Bildung und Wohlstand. In Deutschland, Frankreich, Holland oder Ungarn wollten Juden wie meine Großeltern ihren Minderheitenstatus loswerden, als wäre er eine verborgene Narbe. Zeichen des Andersseins – Sprache, Sitten, Kleidung, sogar Religion, jedenfalls deren orthodoxe Erscheinungsform – waren abgelegt worden. Sie wollten als das akzeptiert werden, was sie tatsächlich waren: loyale Bürger, die sich die Kultur des Landes, in dem sie lebten, kompromisslos angeeignet hatten, oft mehr als ihre nichtjüdischen Mitbürger. Wenn überhaupt, waren sie besonders eifrig bemüht, es gut zu machen, Deutsch, Französisch, Englisch noch korrek-

ter, noch schöner zu sprechen als die Nichtjuden, in der Literatur oder Musik noch bewanderter zu sein – und natürlich die schöneren Christbäume zu haben.

Besonders die deutschen Juden werden nach wie vor von Juden mit osteuropäischen Wurzeln wegen ihrer steifen Manieren und ihrer hochgestochenen Art verspottet. Der typische Jecke, wie er in Israel genannt wird – pedantisch, kleinlich, kritiksüchtig, die Art von Einwanderer, der sich nicht davon abbringen lässt, unter den Palmen des Heiligen Landes im Dreiteiler zu sitzen –, ist eine Witzfigur und Zielscheibe der Verachtung. Es waren typische Jeckes, die sich einbildeten, die Nazis würden *ihnen* gewiss kein Haar krümmen, schließlich hatten sie im Ersten Weltkrieg gedient und konnten zum Beweis ihre Orden vorlegen. Diese Sorte von tragischer Illusion trug ihnen vor allem Hohn und Spott ein – kaum Mitgefühl. Dass die Jeckes ärmere, weniger assimilierte Juden oft mit snobistischer Verachtung behandelten, als unerwünschtes Gesindel, das respektable, zivilisierte Juden nur in Verruf bringe, steht außer Zweifel. Meine Großeltern waren nicht völlig immun gegen diese Sorte Snobismus. Der aus Uruguay stammende israelische Philosoph Mosche Halbertal, ein orthodoxer Jude, setzte mir einmal den wichtigen Unterschied zwischen assimilierten und »verkappten« Juden auseinander; von Letzteren hielt er nichts. Meine Großeltern, würde ich sagen, waren eher assimiliert als verkappt, aber meine Großmutter stülpte sich wenigstens zeitweise die Kappe über den Kopf.

Auf jeden Fall konvertierten sie nie zum Christentum und leugneten auch nie ihre jüdische Herkunft. Mein Großvater wuchs in einem orthodoxen Haus auf; sein Vater – übrigens ein großer Freund von Richard Wagners Musik – hatte es so gewollt. Aber in der Zeit, in der ich ihn kannte, war von seiner religiösen Erziehung keine Spur mehr übrig (mit Ausnahme vielleicht eines Anflugs von Verdrießlichkeit am Weihnachtsmorgen). Judentum, Jüdischsein war in der Familie häufiges Gesprächsthema. Ich habe keine Ahnung, wo das familieninterne Codewort »fünfundvierzig« für »jüdisch« herkommt oder wann es zum ersten Mal gebraucht wurde. Aber besonders meine Großmutter wollte immer

wissen, ob ein neuer Freund, eine neue Bekanntschaft »fünfundvierzig« sei. Manche – meine engsten Verwandten – sahen ausgesprochen »fünfundvierzig« aus, andere, fernere Angehörige gar nicht. Aber es war ein neutraler Begriff und sprach der in Frage stehenden Person kein besonderes Verdienst zu oder vielmehr ab.

Jüdisch zu sein war also kein Grund zur Scham. Meine Großeltern wollten nur kein besonderes Aufhebens davon machen, um nicht etwa andere dazu zu verleiten. Sie waren in England geboren, waren genau so erzogen worden wie der englische obere Mittelstand – in Großvaters Fall *public school*, was in Wahrheit keine öffentliche, sondern eine Privatschule meint, dann Oxford und Cambridge. Sie waren Briten und hatten jedes Recht, darauf zu bestehen, und doch war ihr Zugehörigkeitsgefühl nie reine Selbstverständlichkeit.

Ihre Loyalität gegenüber Großbritannien und seinen Institutionen mag extrem gewesen sein, entsprang jedoch teilweise der Dankbarkeit. Die Gesellschaft, in die sie hineingeboren, in der sie aufgewachsen waren, wandte sich nicht gegen sie, wie es Deutschland gegenüber seinen loyalsten jüdischen Bürgern getan hatte. Kamen ihnen antisemitische Äußerungen zu Ohren, so waren Bernard und Win, wie ich sie hier fortan nennen will, meist zu stolz, um sich etwas anmerken zu lassen. Der pensionierte Oberst aus dem Dorf, der beim Zuzug meiner Großeltern gemurrt haben soll: »Mag den Namen nicht, mag das Geld nicht« – für die Familie war er eine Witzfigur, und seine Worte wurden als Running Gag am Weihnachtstisch zitiert. Und Bernard meldete sich bei jeder Krise zum Militär, sogar noch bei der Kubakrise, als er schon in den Sechzigern war und höflich informiert werden musste, dass Königin und Land seiner Dienste nicht länger bedürften.

Aus der relativen Sicherheit einer anderen Zeit kann man leicht über ihre Dankbarkeit den Kopf schütteln. Wofür waren sie denn so dankbar? Ihre Version des Verschmelzens mit der nichtjüdischen Welt könnte man heute auch als eine Form von Verleugnung sehen, sogar als Feigheit. Warum beharrten sie nicht auf ihrer wahren »Identität« als Juden? Aber ich lehne es ab, ihr Leben in diesem Licht zu betrachten. Wer kann denn

sagen, was die wahre Identität eines Menschen ist? Wenn sie überhaupt eine bewusste Entscheidung trafen, dann war es die, aus dem engen Kreis ihrer Eltern auszubrechen, aus Hampstead und der feinen Welt deutsch-jüdischer Einwanderer, die wohlhabend und kultiviert waren, aber doch in erster Linie unter sich blieben. Bernard und Win waren keine Einwanderer und sehnten sich nicht nach der Sicherheit eines Emigrantenmilieus. Und doch hatten auch meine Großeltern sich manche Aspekte der deutsch-jüdischen Herkunft zu eigen gemacht: die Verehrung klassischer Musik, das immerwährende Perfektionsstreben meiner Großmutter, ihre Sorge, nur ja nicht aufzufallen und jede Peinlichkeit tunlichst zu vermeiden, der maßlose Patriotismus und die fast schon fetischistische Liebe zur Familie als einem sicheren Hafen.

In diesem Hafen hatten die beiden sich eine uneinnehmbare Festung errichtet. Mehr als allem anderen, mehr als ihrem Land und sogar den eigenen Kindern, waren sie einander zugetan. Wirklich sicher fühlten sie sich dort, in dieser Gemeinschaft zu zweit. Es ist etwas Idyllisches an einer solchen ungewöhnlichen Innigkeit, etwas Romantisches und Unanfechtbares. Als sie starben, Bernard 1984 und Win 1986, fiel die Familie tatsächlich auseinander. Mit ihnen verschwand der Mittelpunkt.

Zwei ihrer Kinder starben lange vor ihnen, meine Mutter, die mit dreiundvierzig einem Krebsleiden erlag, und Susan, die mit dreißig Selbstmord beging. John, der nach mehreren Schlaganfällen stumm geworden war, starb 2003 in Palm Springs, Kalifornien. Roger folgte ein paar Jahre später. Nur Hilary lebt noch; sie hat sich vor vielen Jahren römisch-katholisch taufen lassen und ist Mitglied bei Opus Dei.

Manchmal unternehme ich eine Nostalgierreise nach St. Mary Woodlands. Abgesehen von der vertrauten Landschaft, ist von meinem Kindheitsidyll nichts mehr übrig. Das Haupthaus wirkt seltsam eng und ist in einer anderen Farbe gestrichen, auch der Garten ist völlig neu gestaltet, und das Gärtnerhäuschen ist jetzt ein eigenes, sicher teures Landhaus. Neu ist auch das ferne Rauschen des Verkehrs auf der M4. Sicher fühlen sich nach wie vor Menschen dort wohl. Aber ein Idyll existiert nur in der Erinnerung.

Sofern sie nicht sehr berühmt sind, geraten die meisten Menschen und ihr Leben in Vergessenheit, sobald die Nachkommenden, die sich noch an sie erinnern, ihrerseits sterben. Kaum jemand hinterlässt heute noch schriftliche Zeugnisse seiner Existenz; was es nur digital gibt, verschwindet sehr schnell. Mails werden nun mal nicht für die Ewigkeit geschrieben.

Bernard und Win aber hinterließen schriftliche Zeugnisse – nicht aus einem Wunsch nach Unsterblichkeit heraus oder weil sie für andere schrieben, sondern einfach weil sie es nicht übers Herz brachten, ihre Briefe wegzuworfen. In der Scheune von Johns Landhaus in Sussex stand ein Stapel Stahlkisten, in denen sich nicht nur Mäusekot fand, sondern vor allem Hunderte von Briefen, der erste von 1915, als Bernard Internatsschüler war und Win in London Musik studierte. Die letzten Briefe stammen aus den siebziger Jahren.

Die meisten sind Liebesbriefe, geschrieben aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs in Frankreich, aus Oxford und Cambridge in den zwanziger, aus Deutschland in den dreißiger Jahren, aus einer Vielzahl von Orten im Zweiten Weltkrieg. Oft schrieben sie einander täglich, vor allem als Bernard während des Kriegs drei Jahre als Militärarzt in Indien stationiert war, denn sie wussten, dass die Briefe wochen-, manchmal monatelang bis zum Empfänger unterwegs waren. Manche fehlen; dennoch glaube ich nicht, dass je ein Brief absichtlich weggeworfen wurde. Ihre intimsten Gedanken und Gefühle, die niemals für fremde Augen gedacht waren, sind darin festgehalten. (Win verbrannte alle Briefe ihres Vaters nach seinem Tod, weil es sich, wie sie fand, nicht gehörte, fremde Briefe zu lesen.) Die Vorstellung, dass ihr Enkel, der jetzt erheblich älter ist, als sie zur Zeit der Entstehung der meisten Briefe waren, und vor allem ein noch viel größeres Publikum eines Tages ihre Korrespondenz lesen könnten, hätte sie vielleicht beunruhigt.

Keine zwei Menschen haben identische Erinnerungen an eine Person. Wir alle erfinden Geschichten über geliebte oder verhasste Menschen, genau wie über uns. Die Geschichte über Bernard und Win, die ich aus ihren Briefen zusammengesetzt habe, mag nicht die Geschichte sein, die

andere, die sie kannten, geschweige denn sie selbst sich ausgesucht hätten. Zum Beispiel hätte man mehr Gewicht auf ihre Großzügigkeit legen können, nicht allein in materieller Hinsicht, wenn sie andere mit Geld unterstützten oder aufmerksame Geschenke machten. Mindestens ebenso bemerkenswert war ihre Großzügigkeit im Geist.

Eine exemplarische Geschichte, die mir besonders im Gedächtnis geblieben ist, sprengt zwar den Rahmen dieses Buchs, das 1945 endet, ist aber gleichwohl eng mit der Version ihres Lebens verknüpft, die ich hier erzählen will. Nachdem in ihren Briefen aus Kriegszeiten so ausführlich von den hassenswerten Deutschen, die ihr Massenmorden, hätte ihr Arm so weit gereicht, auch auf Bernard und Win und alle ihre Kinder ausgedehnt hätten, von den Leichenbergen in Bergen-Belsen und in den Gaskammern von Auschwitz die Rede gewesen war, setzten sie sich 1946 mit einem Kriegsgefangenenlager für Deutsche nahe Newbury in Verbindung und luden zwei von Hitlers ehemaligen Soldaten über Weihnachten in ihr Haus in Kintbury ein.

Es war, wie sich meine Tante Hilary erinnert, eine recht steife Veranstaltung. War es ein Wunder? Zu vieles musste ungesagt bleiben. Mochten diese zwei Deutschen an den NS-Verbrechen auch ganz unschuldig sein, so war die unmittelbare Vergangenheit doch viel zu nah, um etwas anderes zu sein als ein Minenfeld. Es war zu früh, als dass eine jüdische Familie mit deutschen Soldaten hätte Weihnachten feiern können.

Die Deutschen aber vergaßen die freundliche Geste nie. Für sie bedeutete sie die Wiederherstellung einer Menschlichkeit, die während der vergangenen zehn Jahre nahezu völlig ausgelöscht worden war. Ich stelle mir gern vor, dass Bernard und Win in derselben Geisteshaltung diesen Männern die Hand reichten, aus der heraus sie die zwölf jüdischen Kinder gerettet hatten. Sie taten es einfach aus Anstand. »Einfach« sage ich, aber natürlich war nichts daran einfach: Es war eine große Seltenheit.

Diese Geisteshaltung zeigt sich häufig auch in den Briefen. Anstand aber ist nicht dasselbe wie Liebe, die das Hauptthema des Briefwechsels ist. Sofern nicht gute Dichtung sie in Kunst verwandelt, klingen die Worte der Liebe schnell süßlich, und so soll auch die Liebe zwischen

Bernard und Win nicht das Hauptthema dieses Buches sein. Vielmehr habe ich bevorzugt solche Passagen ausgesucht, die zeigen, wie sie sich im Verhältnis zu der Welt sahen, in der sie lebten. Was mich interessierte, waren die Geschichten, die sie einander und sich erzählten über die Personen, die sie waren.

Mit Gesellschaftsschicht, Kultur und Nationalität kann man sich auf wissenschaftliche Weise befassen, unter Zuhilfenahme von Statistiken und soziologischen Theorien. Das hat mich aber nicht interessiert. Ich wollte ergründen, wie zwei mir sehr nahe stehende Menschen mit solchen Themen umgingen; es sind ja Fragen, die ich mir ebenfalls in so gut wie allen meinen Büchern gestellt habe. Der Grund ist ein autobiografischer. Wenn man in mehr als einer Kultur aufgewachsen ist und Eltern unterschiedlicher Nationalität und religiöser Herkunft hat (auf die Frage von Rasse und Volkszugehörigkeit will ich erst gar nicht eingehen), denkt man zwangsläufig über den eigenen Platz in der Welt nach – das ist das Schicksal von Leuten, die sich aus dem einen oder anderen Grund als Minderheit fühlen. Wer zur Mehrheit gehört, kann es sich leisten, mit dem Strom zu schwimmen, ohne groß darüber nachzudenken. Aber ein Jude in einer vorwiegend nichtjüdischen Gesellschaft, ein Muslim in Europa, ein Schwarzer in einem vorherrschend weißen Land oder eine homosexuelle Person, zumal in einem Land, in dem die gleichgeschlechtliche Liebe nicht akzeptiert ist, muss, um sich die eigene Geschichte zurechtzulegen, über den eigenen Platz notgedrungen gründlicher nachdenken.

Das bedeutet Wahl und Entscheidung. Manche von uns sind, je nach Zeit, Ort und sozialem Status, in der Wahl ihrer Identität freier als andere. Ich war freier als meine Großeltern. Sie hatten mehr Freiheit als Menschen von weniger privilegiertem Stand oder Juden, die stärker mit Antisemitismus konfrontiert waren.

Bernard und Win erzählten einander von ihrem Platz in der Welt aus der Position von Dazugehörigen, die zugleich Außenseiter waren, eine Perspektive, die auch ihr Sohn John gern einnahm, etwa in seinen Filmen *Geliebter Spinner*, *Asphalt-Cowboy*, *Sunday*, *Bloody Sunday*, *An*

Englishman Abroad. Ich habe mich bemüht, mit ihren Worten eine Art Briefroman zustande zu bringen, in dem ich sozusagen die Rolle des griechischen Chors spiele. Was herauskam, mag nicht dem Bild entsprechen, das sie gern von sich gesehen hätten. Ihre Porträts finden zwangsläufig eine Resonanz in meinen eigenen Anliegen und Lebensthemen, so dass sie auch als eine Art persönliche Erinnerung gelesen werden können. Und im Hintergrund spielt immer die Musik, die das Leben zweier sehr britischer Juden begleitete, deren Lieblingsstück Wagners private Hommage an seine Frau zur Erinnerung an die Geburt des gemeinsamen Sohnes war: das *Siegfried-Idyll*. Zum ersten Mal erklang es am Weihnachtstag des Jahres 1870.